# Protestantenblatt

**Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.**

**36. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes“.** **7. Jahrgang des „Protestant“.**

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch **R. Emde** (Bremen) und **M. Fischer** (Berlin).

**Verlag von Carl Schünemann, Bremen.**

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (Postzeitungs-Katalog Nr. 6244a), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile ..... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) ..... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. **Nr. 40.** Vierteljahrspreis 1 ℳ. 50 ₰

**Berlin** **3. Oktober 1903** **Bremen.**



Inhalt: Erntedankfest. — Naumann. Von P. Kirmß. — Fromm und frei. Von W. Classen. — Gustav Adolf-Sache. — Schweizerische Predigergesellschaft. Von J. R. Egg. — Umschau. (Preußen. Württemberg. Berlin.) — Kirchliche Nachrichten. — Quittung. — Anzeigen.


## Erntedankfest.

3. Moses 7, V. 29. Wer dem Herrn sein Opfer tun will, der soll auch mitbringen, was zum Dankopfer dem Herrn gehört.

Unser Gott treibt in seinem Reiche eine sehr entschiedene Zollpolitik. Von allen Gütern, die wir Christen, die Bürger seines Reiches, auf dem Acker der äußeren Welt ernten, will er sein Teil, auch von den geringsten Werten. Schon das Volk des alten Bundes war sich dessen bewußt, und ließ darum seine großen Feste nicht vorübergehen, ohne nicht dem Bundesgott den schuldigen Tribut von der eingeheimsten Ernte darzubringen. Am zweiten Tage des Passahfestes schmückten die Erstlingsgaben der Gerstenernte den Altar Jahves; am Pfingstfest, wenn die Weizenernte vollendet war, wurden ihm die ersten Brote aus frischem Weizenmehl dargebracht; und am Laubhüttenfest empfing er das Seine an Öl und Wein. Nicht mit leeren Händen wollte das heilige Volk an den Dankesfesten des Herrn zu seinem Altar kommen eingedenk der alten Kultusvorschrift: Wer dem Herrn ein Opfer tun will, der soll auch mitbringen, was zum Dankopfer dem Herrn gehört.

Der Gottesdienst im Tempel und am Altar ist der Anbetung im Geiste und in der Wahrheit gewichen. Die Darbietung von Feldfrüchten und Opferfleisch entspricht nicht mehr der Erkenntnis Gottes. Gott ist Geist, und nur geistige Opfer aufrichtigen Dankes sind wohlgefällig vor ihm. Solche aber können wir ihm allezeit darbringen, dazu bedarf es keiner besonderen Tage. Soll doch das ganze Leben des Christen ein fortgesetztes Dankopfer sein, ein Lobpreis für das, was Gott in seiner ziehenden und verzeihenden Gnade und seiner reichen Güte Großes an uns getan hat.

Trotzdem verzichten wir auf unser Erntefest nicht, schon darum nicht, weil es uns an unsere oft vergessene Pflicht, Gott zu loben und ihm zu danken, erinnert.

Allerdings, wie mancher hat nichts, dafür er an diesem Tage danken kann. Vielleicht wird uns das am Erntedankfest besonders deutlich. Ungleich sind des Lebens Güter verteilt. Hier schwelgt der Überfluß in behaglicher Selbstzufriedenheit und da geht das hungrige Elend betteln. Und wenn auch häufig menschliche Trägheit und menschlicher Leichtsinn die Schuld am Mißwachs auf dem Acker des täglichen Lebens und an dem überwuchernden Unkraut trägt, so erinnern wir uns doch gerade in diesem Jahre auch an die Ohnmacht der Erdenkinder den Gesetzen der Natur gegenüber. Erbarmungslos versengen sie hier die Saat, und ertränken dort die Ernte in Wasserströmen, und grausam nehmen sie dem Armen noch sein letztes Hab und Gut mit Hagelschlag und Sturmesbrausen. Es mag im Osten wie im Westen unseres Vaterlandes manchem hart ankommen, ein Dankfest zu feiern im Hause des Herrn, und viele Lippen, die Loblieder singen sollten, werden nach Hilfe schreien in der Angst um die Zukunft. Aber wir wollen doch nicht vergessen, daß die Not, wenn sie drohend durch die Lande geht, wohl tiefe Furchen auf vergrämten Gesichtern zieht, aber auch Furchen in manches harte Herz und als ernster Säemann Samen dort ausstreut, aus dem brennende Rosen der Liebe erwachsen. Die traurigen Wetterkatastrophen in Schlesien, Posen und Brandenburg haben doch den Sinn für die Pflicht der Vorsorge bei den bestellten Hütern der Wohlfahrt geschärft und viele Herzen aufgetan zu freundlicher Hilfsbereitschaft und herzlicher Fürsorge für die Geringen. Ohne Not keine Liebe. Wenn sonst auch der Acker fruchtlos geblieben ist, diese Saat kann aufgehen und steht auf dürrstem Land am stolzesten, wie einst auf dem öden Boden der Schädelstätte der Baum des Lebens zu weltüberschattendem Kronenumfang erwachsen ist, von dessen Früchten die Völker der Erde zehren und Lebenskräfte gewinnen bis auf diesen Tag. Ohne Not keine Liebe, das ist auch ein Gedanke, den das Erntefest weckt, wenn es uns auffordert zu der Frage, wofür wir denn eigentlich danken sollen. Wir danken für den erneuten Sieg des christlichen Geistes über Trennung und Gleichgültigkeit unter den Menschenkindern.

J.

## Naumann.

Unter allen, welche bei der letzten Reichstagswahl sich um einen Sitz im Reichstag bewarben, hat wohl keiner die öffentliche Aufmerksamkeit so auf sich gezogen, wie Naumann. Viele, auch solche, welche seine politischen Gegner sind, haben den Wunsch gehegt, daß es ihm gelingen möchte, in den Reichstag einzuziehen. Wenn irgend einer — hörte man sagen — so gehört ein Mann wie er, mit frischen Ideen, mit einem reinen, hohen Idealismus, in den Reichstag. Man hat in den verschiedenen Wandlungen, die er durchgemacht hat, Inkonsequenz und Unklarheit sehen wollen. Tatsächlich haben sich diese Wandlungen in einer geraden Linie vollzogen. Er ist ausgegangen von der kirchlichen Theologie und der inneren Mission. Sein soziales Interesse und die Erkenntnis der Unmöglichkeit, von rechts her politisch und religiös auf die Massen zu wirken, hat ihn mit innerer Notwendigkeit nach links geführt. Wer sich mit Naumanns Schriften nur einigermaßen beschäftigt hat, sieht, daß diese Entwicklung eine folgerichtige und innerlich notwendige

gewesen ist. Auch wer seine politischen Ansichten nicht teilt, muß Respekt haben vor seiner offenen, vornehmen Kampfesweise. Wir brauchen in unserem politischen Leben neue Ideen und Idealismus. Naumann besitzt beides. Wir wünschen ihm zur Fortsetzung seiner Fahrt guten Mut und guten Wind.

Mag unter den Lesern des „Protestantenblattes" das Urteil über Naumann als Politiker weit auseinandergehen, einmütig ist unser Urteil über ihn als religiösen Schriftsteller. Auch in dieser Hinsicht ist er eine durchaus eigenartige Erscheinung. Mir liegen seine „Briefe über Religion" vor, die, ursprünglich in der „Hilfe" erschienen, jetzt in einer Broschüre (Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg, 55 S.) zusammengefaßt sind. Jeder Satz läßt die tiefe theologische Durchbildung erkennen, welche den Ausführungen zu Grunde liegt. Aber Naumann kommt von keiner Dogmatik her. Er will seine religiösen Ansichten nicht in scharfe Begriffe prägen. Er will kein System aufbauen. Er stellt seine Gedanken in ihrer ganzen frischen Unmittelbarkeit vor uns hin. Er schreibt nicht wie ein Theologe, sondern wie ein moderner Laie, dem es um die Religion tiefster Ernst ist. Er schreibt im leichtesten, elegantesten Stil, modern durch und durch, anschaulich, bilderreich, als wäre er ein Dichter. Es ist dem Leser, als umwehte ihn frischer Erdgeruch, wie im Vorfrühling. Naumann liest sich leicht. Es ist ein Genuß, ihn zu lesen. Wenn man sich noch an der Schönheit des einen Satzes freut, sucht man schon den nächsten Satz; denn jeder neue Satz bringt einen neuen Gedanken, ein neues Bild. Und doch werden Leser mit leicht über die Zeilen eilenden Augen wenig von ihm haben. Er verlangt Leser, die sich vor schwerer Denkarbeit nicht fürchten. Man kann Naumann beneiden um die Kunst, schwere Fragen in so anmutiger Form zu besprechen. Freilich liegt auch die Gefahr nahe, daß der Leser, von der Anmut der Form gefesselt, die Schwere und Tiefe der Fragen nicht ahnt und über diese hinwegliest.

Ich möchte aus den Briefen Naumanns zwei Punkte hervorheben, welche für uns ein besonderes Interesse haben, nämlich den angeblichen Konflikt zwischen den sittlichen Forderungen Jesu und dem modernen Leben, und dann den Konflikt zwischen dem Christentum und der modernen Weltanschauung.

Naumann vertritt die heute weitverbreitete Ansicht, daß manche unter den sittlichen Forderungen Jesu im Gegensatz stehen mit sittlichen Pflichten, welche dem Menschen aus dem modernen Leben erwachsen, daß die Ethik Jesu für das moderne Leben nicht ausreiche, daß der heutige Mensch neben der christlichen Ethik besonders für das wirtschaftliche und politische Leben noch eine andere besondere Ethik haben müsse. „Den Konflikt, daß wir praktisch keine Christen im genauen Wortsinn des Evangeliums sein können, schätze ich meinesteils für viel peinlicher als alle Konflikte der Lehre." Der Kaufmann, der Geschäftsmann muß sich sorgen um sein Geschäft, das Sorgen gehört mit zu seinem Beruf und läßt sich davon gar nicht scheiden; und doch gebietet Jesus: Sorget nicht. Der Kaufmann muß in dem Konkurrenzkampfe andere zu verdrängen suchen; er muß, auch wenn er genug zum Leben erworben hat, immerfort danach streben, sich auf Kosten anderer noch mehr zu bereichern; und doch sagt Jesus: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst." Jesus sagt, daß wir dem Übel nicht widerstreben, dem, der uns auf den einen Backen schlägt, auch den andern darbieten sollen; und doch ist es für uns eine sittliche Pflicht, uns selbst zu behaupten im Kampfe ums Dasein. Jesus gebietet, daß wir nicht Schätze sammeln sollen; und doch ist es für zahllose Menschen der Gegenwart eine von ihrem Beruf unabtrennbare sittliche Pflicht, Geld zu erwerben, und ein Volk muß danach streben, andere Völker auf dem Weltmarkt zu verdrängen. Jesus sagt: „Wer der Größte sein will, der sei aller Knecht", und doch muß der Politiker seinem Volk eine so hohe Machtstellung wie nur irgend möglich zu schaffen suchen. Das Streben nach Besitz und Macht, das nun einmal einen wesentlichen Teil des modernen Lebens ausmacht und zum Pflichtenkreis des Menschen gehört, ist mit der Ethik Jesu unvereinbar; für diese Seite des Lebens braucht man eine besondere Ethik. So Naumann. Er ist, wie er selbst sagt, früher anderer Ansicht gewesen. Er hat gemeint, daß das Christentum das ganze moderne Leben, auch das wirtschaftliche, soziale und politische zu umspannen habe und dazu imstande sei. Wie aber Weinel in seinem schönen Buch „Jesus im neunzehnten Jahrhundert" erzählt, ist Naumann auf seiner Palästinareise zu der Erkenntnis gekommen, daß man zwar an Jesu heiliger Seele festhalten müsse, um die eigene Seele zu retten, daß man sich aber in der Kulturarbeit der Gegenwart von den sittlichen Idealen Jesu trennen müsse. Es sei dies für Naumann eine schmerzliche Erkenntnis und eine schmerzliche Trennung gewesen. Mir will es scheinen, als ob man sich jetzt, besonders auch auf theologischer Seite, darin gefalle, vor lauter Streben nach wissenschaftlicher Unbefangenheit, vor lauter Scheu, Jesus zu modernisieren, ihn soweit, wie nur irgend möglich, und weiter, als nötig ist, von dem modernen Leben abzurücken. Gewiß, daß man den christlichen Gedanken nicht in einer Volkswirtschaftslehre oder in einem System der Politik festlegen kann, ist eine Wahrheit, welche gerade von unserer Seite gegenüber staatssozialistischen und christlichsozialen Tendenzen immer vertreten worden ist. Das Christentum muß frei gehalten werden von jeglicher Art von Gesetz. Aber eben deshalb behalten jene sittlichen Forderungen, welche mit den Pflichten des modernen Lebens in unversöhnlichem Widerspruch zu stehen scheinen, ihre Geltung und sollen von uns erfüllt werden heute wie gestern und morgen wie heute. Man darf sie eben nicht als Satzungen auffassen, als gesetzliche Vorschriften; man darf sie nicht deuten nach dem Buchstaben; man muß sie auslegen nach dem Geiste, nämlich nach dem Geiste Jesu, als scharfen paradoxen Ausdruck der Gesinnung, für welche schließlich jede Sorge von dem Gottvertrauen überwunden wird, die das Böse mit Gutem überwindet und den Bösen für sich gewinnt und damit der Macht des Bösen entreißt. Der Geist Jesu fordert, daß ein Politiker in der Liebe zu seinem Volk und in der Erkenntnis der geschichtlichen Mission seines Volkes dieses zu möglichster Machtstellung zu erheben sucht. Jene umstrittenen Forderungen Jesu sind der paradoxe Ausdruck des Grundsatzes, daß die Liebe über alles geht, daß vor ihr alle andern Rücksichten zu weichen haben. Aber auch die mutige, rücksichtslose Selbstbehauptung kann eine Pflicht dieser Liebe sein, wie doch wahrlich Jesus selbst diese Selbstbehauptung oft genug geübt hat.

Können wir also Naumann in diesen seinen Anschauungen nicht folgen, so müssen wir ihm um so mehr zustimmen in dem, was er über den Konflikt zwischen dem Christentum und der modernen Weltanschauung sagt. Er trifft hier durchaus zusammen mit dem, was wir seit Jahrzehnten, oft vereinsamt und bespöttelt, vertreten haben. Ich kann Naumanns Meinung nicht besser wiedergeben, als durch wörtliche Anführung einer Stelle aus dem sechsten Briefe: „Wir finden das Christentum wie einen Weinstock, der sich an einer Wand emporgerankt hat, die zum Abbruch bestimmt ist. Die alte Wand ist das alte Weltbild der europäischen Völker. Jeder Zweig und jede Ranke des Weinstocks hat sich bisher irgendwo an einem Stein der alten Wand angehalten und festgeklammert. Wand und Weinstock scheinen ein gemeinsames Leben zu haben. Nun wird die alte Wand stückweise durch neues Gemäuer ersetzt. Rebe für Rebe muß abgelöst werden und ganze Hälften des Weinstocks liegen zeitweise wie verlorenes Laub am Boden. Das alles aber übersteht der Weinstock, wenn nur die Wurzel noch triebkräftig ist. Die Wurzel ist Jesus."

Die Wand der alten Weltanschauung, an der sich bisher das Christentum festgehalten, fällt ein. Aber die Reben der christlichen Gedanken sind voll ewiger Lebenskraft. Sie müssen aber mit der neuen Mauer, die aufgeführt wird, nämlich der neuen Weltanschauung, wieder verbunden werden und sie werden sich dann an ihr festhalten, wie sie sich an der alten festgehalten haben.

Das ist's, was wir immer gewollt haben. Das ist die vielgeschmähte „Versöhnung des Christentums mit der Kultur der Gegenwart". P. Kirmß.

# Fromm und frei.

## Zum siebzigjährigen Bestehen des Rauhen Hauses in Hamburg.

In der Geschichte der Religion gibt es Ereignisse, welche das Bild unserer Weltanschauung ändern und umgestalten: solche Ereignisse sind es, wenn aus dem Schutte Mesopotamiens eine vergessene Welt vor uns aufsteigt, oder wenn die Entstehung der israelitischen Religion sich in ungeahnter Klarheit vor uns enthüllt. Aber ebensowichtig sind die religiösen Taten, die in der Gegenwart geschehen. An jenem Tage, als Johann Heinrich Wichern anfing, in der alten Strohdachhütte unterm Kastanienbaum mit einigen Hamburger Straßenjungen zu hausen und Holzpantoffeln zu schnitzen: da hatten wir in Deutschland etwas Neues. Von da wurde bewiesen, daß es möglich ist, auch aus dem verkommensten Proletarierkind einen Menschen zu machen: wenn nur der eiserne Wille, die unermüdliche Liebe, der Blick für die Persönlichkeit auch des Vagabunden und die Empfindungsgabe, die immer neue Mittel weiß, vorhanden sind.

Wichern mit seinen holzpantoffelnschnitzenden Jungen und den dankbaren Briefen der späteren brauchbaren Jünglinge und Männer — das ist eine Tatsache, die aus unserm Gewissen nicht wieder herauskommt. Das also ist möglich: Wie viel Tausende Verbrecher, Trunkenbolde, schlechte Väter, Faulpelze würden wir weniger unter uns haben, wenn wir die Liebe Wicherns zur verwahrlosten Jugend besäßen. Ist doch nicht einmal die Zwangserziehungsanstalt in Wicherns Vaterstadt nach seinem System eingerichtet, sondern nach einem lieblosen Kasernensystem. Schicken wir doch heute noch zwölf- bis achtzehnjährige Knaben ins Gefängnis, um sie zu Verbrechern zu machen. O Wichern, du mußt zum zweitenmal leben!

In seinem Rauhen Hause in Hamburg war Wichern am größten. Welche deutsche Innigkeit und Fröhlichkeit des Gemüts, welche germanische Schaffenslust und Erfindungskraft gegenüber allen Schwierigkeiten! August Bebel — wenn wir diesen wie einen Antipoden Wicherns nennen dürfen — voll heißer Liebe zum Volke, hat die faulen Stellen in unserer modernen europäischen Zivilisation wie ein teutonischer Jesajas angegriffen. Aber Wichern sah die Stelle, von der aus wir wieder gesunden: die Familie. Wo Bebel verzweifelt, bei der Familie, die in Großstadt und Industrie unterzugehen scheint, da setzt Wichern ein und rettet die von der kapitalistischen Entwicklung Niedergetretenen, indem er ihnen die Familie wiedergibt. In jenen bescheidenen Familienhäusern des Rauhen Hauses wohnt der gute Geist des deutschen Volkes: wer möchte hier nicht daheim sein!

Hier gab es noch keine Kirchenpolitik und keine Seelen-Exerzier-Systeme. Hier hat Wichern seine großartige Begabung zur individuellen Menschenbehandlung entfaltet, hier hat ein späterer Kämpe des Protestantenvereins als sein Freund und Helfer gearbeitet. Die individuelle und darum weitherzige Erziehungsmethode ist noch heute hier zu Hause. Das hab' ich wohl gespürt, als ich auf der Eisenbahn in mehrstündiger freundschaftlicher Debatte mit dem jetzigen Direktor des Hauses die Hamburger Lehrlingsvereine verteidigte. Diese schienen jenem „religionslos". Er bemerkte nicht, wie sehr im wesentlichen in unsern Lehrlingsvereinen wir Schüler Wicherns sind: Wir wecken brüderlichen Familiengeist in unserm Kreis; wir haben nicht pietistische Methode, nicht Amüsement, nicht Kunstbildung, nicht Patriotismus als Werkzeug, sondern die Achtung und Liebe zum familienartigen Kreis, in dem die Persönlichkeit am schönsten gedeiht.

Aber freilich — außerhalb des Rauhen Hauses da ist Wichern zu etwas anderm gemacht worden; und außerhalb ihres engsten Wirkungskreises sind seine nächsten Anhänger heute unter das kirchliche und theologische System geknechtet. Wie ist das gekommen?

Wichern ist von Arbeit zu Arbeit, von Kampf zu Kampf vorwärts geschritten, Bismarck gleich. Aber auch darin war er Bismarck ähnlich, daß er, obgleich reich an Kenntnissen, weitblickend, doch kein Gelehrter war: Er war kein durch die Wissenschaft erzogener Geist. Er hat nicht Ähnlichkeit mit Moltke, in dem wir doch wohl einen noch edleren, reiferen Typus des heutigen Deutschen verehren müssen. So kam es, daß Wichern zeit seines Lebens schrieb, wie ein Prediger spricht: weitläufig, und nicht scharf und klar. Das fand er sicher, als geborener Genius, wo und wie er seine Arbeit am Volk zu tun habe. Aber, daß dies selbe Volk im 19. Jahrhundert in der inneren Kultur seit den Klassikern gewaltig vorwärts schritt, — hat er nicht gemerkt. Darum geriet er unter die Reaktionäre. Das ist die Tragik in seinem Leben.

Warum konnte Wichern nicht bis an sein Lebensende ein Menschenbildner in seiner Vaterstadt bleiben: Ich glaube, wir wären heute hier ein Stück weiter auf Wicherns eigentlichem Arbeitsfeld! Aber da kam die große Welle und nahm Wichern mit. Er schien Führer zu sein; aber er wurde geschoben. Vor Exzellenzen und Geheimräten, frommen Grafen und Damen hat er die Weisheit seines Herzens verschwendet. Welch ein dürrer Acker für die zarte Pflanze der christlichen Pädagogik Wicherns! Es entstand die deutsche „Innere Mission"; der bureaukratische Staat und religiöse Reaktion vereinigten sich. Es ist traurig, zu sehen, wie Wichern in seiner innerlich freien Seele gelitten hat unter der unmöglichen Aufgabe, mit diesen Mächten zusammen Lebendiges zu schaffen. Wie hat er sich nach seinen holzpantoffelschnitzenden Jungen gesehnt!

Und so ist denn die Innere Mission, deren Idee schön und groß in Wicherns Seele lebte, Schoßkind der religiösen Reaktion geblieben, deren einst jugendliche Großmutter die deutsche Romantik war mit Schwärmerei für Altertümlei, Gotik und bunte Kirchenfenster. Was aber fragen unsere Jungen mit oder ohne Pantoffeln, mit hungrigen Magen und Herzen nach diesen schönen Dingen!

Die „Innere" Mission entbehrt der Pädagogik, des wirklichen Volksverständnisses, weil sie von der kirchlichen Reaktion geboren wurde. Unendlichen Schaden hat diese Reaktion unserm Volk getan; die Arbeit der frommen Rationalisten, von denen fast alles wirkliche Christentum stammt, was wir im Volke haben, — sie ist abgeknickt worden von der Reaktion, die sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in die Kirche hineinsetzte und lieblos auf die armen Köpfe herniederpredigt, was sie nicht verstehen. Nichts ist unserm Volk gleichgültiger als die neue Orthodoxie — unserm armen von seiner Kirche mißhandeltem Volk!

Das aber ist nicht Wicherns Schuld. Was an Treue, Liebe, Willen zur Pflege der Verkommenen und Leidenden in der Innern Mission lebt, stammt wohl von Wichern. Daß die Reaktion groß war und ihn mitriß, weil bei ihr doch Wille zum Helfen war, ist nicht seine Schuld. Ein Unglück war's, daß vor siebzig Jahren die neue Theologie erst in den Jünglingsjahren war, daß von ihr aus keine starken Kräfte kommen konnten, Wicherns Werk zu tun. Weil auf der Linken Revolutionsgeschrei und französische Phrase, Barrikadenstürme und materialistische Propheten waren, noch kein geschlossener, starker, klarer Idealismus, darum folgte Wichern der Rechten.

Uns Theologen der Gegenwart aber bleibt es, das Erbe Wicherns aufzunehmen und es fruchtbringender noch zu verwalten, als die Innere Mission es vermag. Nur wenn wir das vermögen, dann werden wir geschmähten Theologen aus der Schule der deutschen Wissenschaft unser Recht beweisen, Missionare, Verkündiger der Weltanschauung, Erzieher und Lehrer in unserm Volke zu sein. Niemand findet offenes Ohr beim Volk für seine Lehre, als wer da hilft. Noch besser als die schönste Wissenschaft ist die Liebe. Und wer hier ein Prophet gewesen, wie wir klug und nützlich wirken sollen in der Liebe, — der verdient eingereiht zu werden unter die Größten.

W. Classen.

# Gustav Adolf-Sache.

Unter den großen kirchlichen Herbstversammlungen erscheint auch wieder der Gustav Adolf-Verein mit seinem Centraljahresfeste, das in der ersten Oktoberwoche in Hamburg stattfindet.

Als Vorläufer ist der „Gustav Adolf-Kalender" wiedergekommen, mit seinem 21. Jahrgange, ein allen Freunden des Vereins vertrauter Gast; in seiner alten, schlichten Form, reichhaltig und gediegenen Inhalts. Außerdem liegen uns einige Gustav Adolf-Schriften aus dem vorigen und aus diesem Jahre vor. Drei Dichtungen über den schwedisch-protestantischen Helden: Die Magdeburger Bluthochzeit (10. Mai 1631). Ein psychodramatisches Charakterbild des Schwedenkönigs Gustav Adolf. Von Dr. H. W. Hoffmeister. 1902. Gustav Adolf. Ein erzählendes Gedicht von E. Horlacher. 1903. Gustav Adolf. Schauspiel in 5 Aufzügen aus Deutschlands großem Glaubenskriege. Von Ernst Seidler. 1903. Alle drei im Gustav Adolf-Verlag in Dresden-Blasewitz. Am ehesten wird sich wohl das Drama einen Leserkreis erobern, da wir solche Volksdichtung gewohnt sind. Schwierig wird es für das Epos sein; eine so lange Dichtung — beinahe 400 Seiten — in halbgebrochenen Nibelungenzeilen mutet dem heutigen Lesepublikum etwas viel zu. Das psychodramatische Charakterbild eignet sich zum Vorlesen im Familienkreise oder auch bei Vereinsabenden. Aber mag die Form mehr oder weniger geschickt und anziehend sein, der Mann, wie ihn diese Schriften darbieten, muß in aller Gestalt sich die evangelischen Herzen gewinnen. Man ist wohl darüber hinaus, ihn rein und allein für einen Glaubenshelden zu halten, aber es ist eine Geschichtslüge, daß er ein bloßer ehrgeiziger Eroberer und politischer Gewaltmensch gewesen sei. Wer freilich den blutigen Vernichtungskrieg, den die spanisch-österreichische Dynastie als Organ des jesuitischen Roms mit ihren fanatischen Völkern gegen das protestantische Deutschland führte, für eine reine Glaubenssache hält, kann allerdings nicht verstehen, wie der nordische Held dem Protestantismus im germanischen Volkstum eine Stätte zu sichern und zugleich Germanien gegen Romanien durch den Protestantismus zu retten hatte. Ob seine politischen Ideale von einer großen Nordmacht ums Baltische Meer durchführbar gewesen oder nicht, darauf kommts dabei gar nicht an. Die evangelische Religion kann nicht eine Kirche gebrauchen, die völkerbeherrschend auftritt, aber auch eine Absonderung vom Volke oder der „Welt" kann sie nicht dulden, sie gibt sich für die Verwirklichung ihres Geistes einen Leib im Volkstum selbst, das sie eben religiös beseelen will, damit es seine ganze Sittlichkeit entfalten könne. So wird Gustav Adolfs Auftreten politisch sein und religiös verstanden werden können. Auch das Werk des Gustav Adolf-Vereins dient nicht kirchlichen oder kirchenpolitischen Kämpfen gegen Rom, Kämpfen, die von „Vereinen" überhaupt wohl nicht recht geführt werden mögen, sondern dem Schutz und der Befestigung evangelischen Wesens im Volke, wo es von Rom bedroht und bedrängt ist. Eben darum ist er uns besonders wert. Er dient nicht einer Richtung innerhalb der Kirche und hat nicht dieses oder jenes Gemeindeideal, sondern er verhilft zu Kirchen und Pfarrsystemen, um dem evangelischen Volke zu helfen. Und aus diesem allein erwächst die Macht, der Rom in Deutschland wird weichen müssen. —

## Schweizerische Predigergesellschaft.

Seit 64 Jahren bilden die schweizerischen Pfarrer aller Bekenntnisse einen Verein zur Besprechung wissenschaftlicher und praktischer Fragen. Bei aller Freiheit der Überzeugung fehlt doch in Ernst und Scherz nie die brüderliche Liebe. Hierin liegt die magnetische Anziehungskraft unseres Festes, das wir jüngst in Schaffhausen, beim Rheinfall, abgehalten haben. Etwa ein Viertel aller Pfarrer, über 300 an der Zahl, hatten sich eingefunden, ein Beweis, daß der Verein blüht und gedeiht. Unter ehrwürdigen, schneeigen Häuptern im gewohnten Kleid saßen zahlreiche junge Männer mit imponierendem Schnurrbart und modernem Rock, der keinen Schluß nach der Parteizugehörigkeit aufkommen läßt. Auch das Ausland war zahlreich vertreten.

Professor Schlatter von Tübingen brachte in 1½stündigem warmherzigem Vortrag über „Christus und Christentum" das erste fesselnde Gastgeschenk. Über die Verhandlungen wird ein gedrucktes Protokoll erscheinen, das allein maßgebend ist für die Beurteilung der Voten; doch sei aus den feinen Gedankengespinsten folgendes herausgegriffen: Die ersten Christen warteten auf die sichtbare Wiederkunft Christi, folglich war die Frage: „Christus oder Christentum" für sie nicht vorhanden. In der nachapostolischen Zeit getäuschter Wiederkunftshoffnungen war das Christentum Institution, die von der Person Christi selbständig getrennt existierte, wie Bibel, Taufe, Bischof, Moral, kirchl. Recht, usw. Athanasius hat das Verdienst, dafür gesorgt zu haben, daß über den kirchlichen Ordnungen der nicht vergessen blieb, in welchem Gott Fleisch geworden war. Darum ist das Neue Testament kein Lehrbuch des Christentums, sondern eine Bezeugung Christi. Die Verselbständigung des Christentums fand stets Gegner, so in der Reformation durch das Zurückgreifen auf Christus, desgleichen durch die Pietisten, als die Reformation petrefakt geworden war. Die einen dienen Christo selber, die andern ehren das Christentum. Die Kraft der auf Christus gerichteten Frömmigkeit besteht in der kritischen Kraft gegenüber allen Schwankungen der Theologie wie der Formen des Christentums. Sie ist persönlich und bietet uns direkte Berührung mit Gott, welcher uns in Christus entgegentritt. Die Christentumsverehrung besitzt statt des persönlichen Grundes und Zieles bloß heilige Dinge, keine persönliche Religion für das Schuldbewußtsein. Christus allein vergibt Sünde, darum: Glaube an ihn! halte dich an seine Persönlichkeit.

Waren Schlatters Ausführungen eine geistvolle Predigt, so war das Korreferat von Professor Christ aus Zürich eine feine religionsgeschichtliche Dialektik, die darin gipfelte: Christus und Christentum. Statt einseitig christozentrisch zu sein, sollten wir theozentrisch bleiben. Dort wird Gott oft gar nicht genannt, darum sei unsre Losung: „Was heißest du mich gut? Niemand ist gut als der einige Gott!"

Am Abend hielt Pfarrer Benz von Basel eine prächtige Predigt über Apostelgesch. 4, 13 und 14, die darin gipfelte: „Warum erregen die Apostel die Bewunderung des hohen Rates?" Antwort: „Man spürt ihnen den Einfluß Jesu an, — das sollte auch bei uns so sein."

Der zweite Tag behandelte das Thema: Die Bedeutung des Laienelements in Kirche und Gemeinde. Pfarrer Brändli von Basel führte ein farbenreiches Gemälde von Tatsachen aus, gewürzt mit feinem Humor und feinen Merks, Merks! Vorerst wurde festgestellt, daß wir Jünger des großen Laien von Nazareth sind, die keine Unterscheidung in Klerus und Laien beanspruchen. Sodann marschierten die Leistungen auf, welche die Kirche der Urzeit zu verzeichnen hat, sowie die Opfer, welche die kirchlichen Parteien für Bildungs-, Erbauungs-, Schul-, Armen- und Krankenzwecke bringen. Den Hintergrund zu diesen Bildern lieferten die nicht christlichen Völker. Zwei Systeme weist die Gegenwart auf: hier deckt der Staat die kirchlichen Bedürfnisse, dort müssen die Gemeinden dafür einstehen. Das Wahlrecht der Laien hat die Reformation aus der Urzeit sich zurückerobert. Ob auch die Frauen das Stimmrecht wollen, wird die Zukunft lehren. In der Staatskirche verlangt dieses Ideal der Zukunft eine Änderung der Staatsverfassung. Auch das Wahlrecht der Ausländer, welche zur Kirche halten, ist in der Staatskirche aus demselben Grund unmöglich. Eine Mitwirkung der Nichtpfarrer in religiösen Versammlungen ist wünschenswert. Schon Professor Bluntschli in Heidelberg hat bedauert, daß Nichttheologen die Kanzel verschlossen sei. Die Zweifler und Gottsucher sollten wir mehr treffen und gewinnen. Die kirchl. Liebestätigkeit muß überall gemeinsame und nicht Parteisache sein. Immerhin wird das Schönste daheim geleistet in der Kinderzucht und im Familienleben.

Pfarrer Stuckert in Neunkirch beleuchtete von seinem Standpunkt ebenso originell wie der Referent dies Thema. Das Christentum ist aus dem Herzen Jesu als Laienreligion hervorgegangen: Kampf gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten. Die kirchliche Hierarchie wurde von Katharern, Waldensern usw. verworfen, doch blieb die Kirche Meister. Zum Ziel gelangte die Reformation. Calvin zog durch das Ministerium verbi, disciplinae et charitatis das Laienelement

als Hauptstütze herbei. Die Kirche ist zu demokratisieren, die Geistlichkeitssynode durch die Volkssynode zu ersetzen. Kein Glied der Kirche sollte das Gefühl haben, daß man sich nicht um dasselbe kümmere. Die gebildeten Skeptiker sind mit moderner Wissenschaft zu gewinnen und die Laienprediger durchwegs anzuleiten, nicht in veralteter Theologie zu machen. Die Missionäre sind der Kirche anzugliedern, die jungen Leute durch Versammlungen und Diskussionsabende zur Kirche heranzuziehen. Die Pfarrer sollten mit Schul- und Armenlasten nicht derart überbürdet werden, daß keine Zeit zum wissenschaftlichen Studium bleibt.

Die Diskussion wurde an beiden Tagen lebhaft benutzt und dabei machten sich keinerlei Mißtöne geltend.

Eine Anregung, für die schweizerischen Pfarrer eine gemeinsame Krankenkasse zu gründen, wurde, trotz des guten Gesundheitszustandes dieser Berufsart, zum Beschluß erhoben. Es wehte eine gesunde und erfrischende Luft an der Versammlung, so daß man sich nur ungern trennte.

J. R. Egg.

## Umschau.

**(Preußen.)** Zur Kirchenwahl. Es hat einmal einer gesagt: „Ich bin von Herzen liberal und gehöre mit meinen Ansichten zu den Liberalen, aber die Liberalen, wie sie heute sind, sind so unfromm, so unkirchlich, darum mag ich nicht mit ihnen gehen. Ich schließe mich überhaupt keiner Partei an." Dieser Mann, so erbärmlich und unchristlich sein Standpunkt ist, steht nicht allein, er hat in unsern Tagen viele Mitläufer. Sie sehen den Schaden, der in Kirche und Volksleben durch die Herrschaft der Positiven angerichtet wird, weil die Menschen kein Zutrauen zur Kirche mehr haben und dem kirchlichen und religiösen Leben entfremdet werden, sie wissen, daß Zügellosigkeit, Trägheit, Luxus und materieller Sinn zunehmen müssen, wo die echte Frömmigkeit schwindet, aber gleichgültig und vornehm können sie, die Hände im Schoß, dem allen zusehen. Und doch kann das nicht so weiter gehen, wenn zwar nicht das Christentum und die Religion — die können nicht untergehen noch verderben —, aber unser Volk nicht unheilbaren Schaden leiden soll.

Viele haben ihre Freude gehabt an dem lebhaften Interesse, das die Babel und Bibelfrage in weiten Kreisen gefunden hat. Viele haben gehofft, daß des Kaisers Rede in Görlitz vom Fortschritt in der Religion und das Bekenntnis zur Freiheit in der Wissenschaft, wie es im Kaiserbrief stand, eine neue Aussicht eröffne für Berücksichtigung der weiten Kreise, die der Herrschaft der Orthodoxie um ihres Gewissens willen sich nicht beugen können, weil sie überzeugt sind von dem Recht modernen Geisteslebens. — Solche Hoffnungen sind getäuscht. Die Ernennungen zur Generalsynode, die wir an anderer Stelle besprechen, haben nicht einen Liberalen in die Synode gebracht, in die auch die Provinzialsynoden nur Orthodoxe gesandt haben, so daß der größte Teil der Gemeindeglieder mit ihren Anschauungen überhaupt nicht vertreten sein wird, sondern nur die eine, die orthodoxe Partei; die Generalsynode der preußischen Landeskirchen ist zu einer Parteiversammlung der Positiven herabgesunken, ein weiterer Schritt auf dem Wege, daß die preußische Landeskirche ganz und gar zu einer orthodoxen Parteisache wird und aufhört, eine Volkssache zu sein. Aber warum fordern die Liberalen nicht ihr Recht, nachdem die herrschende Partei soweit ihre Pflicht vergessen hat, daß sie das Heilige, das allen Gemeindegliedern gehört, die Religion, zur Parteisache zu machen gewagt hat und nun alle von ihr ausschließt, die ihrem Parteiprogramm sich nicht fügen wollen und können? — Weil sie durch die Herrschaft der Positiven verärgert sind! Oder können wir es denen, die von „der Kirche", bezw. von denen, die in der Kirche herrschen, geschmäht, verachtet, verhöhnt und in ihrer Glaubensüberzeugung, die als Irrglaube, Unglaube und Wahnglaube gelästert wird, fort und fort verletzt werden, können wir es ihnen verdenken, wenn sie von einer Kirche sich abwenden, die nur Schläge und Fußtritte für sie hat. Ja, können wir uns noch wundern, wenn solche Schmähungen sie irre machen an der Religion, die die Liebe verkündet, wenn die, die sich der Rechtgläubigkeit allein rühmen, in Haß und Hohn und Gewalttat die Liebe verleugnen? Sie können sich nicht entschuldigen, daß ja auf der Gegenseite dasselbe geschehe. Wollen sie, die Frommen, sich gleichstellen mit denen, die sie für unfromm erklären?

Wir verstehen die ablehnende Stellung vieler liberaler Gesinnungsgenossen, aber billigen können wir sie nicht. Von den Regierenden ist eine Besserung nicht zu hoffen, so müssen wir uns aufraffen zur kleinen und oft so mühsamen Wahlarbeit, um liberale Gemeindekörperschaften zu gewinnen, von denen dann die Kreissynoden mit liberalen Männern beschickt werden, die ihrerseits ja die Provinzialsynoden und von dort die Generalsynode neu besetzen können. Von da aus erst ist eine Wirkung aufs kirchliche Leben möglich zur Befreiung der Pastoren vom Lehr- und Bekenntniszwang, zur Umgestaltung des Religionsunterrichts in Schulen und Seminaren, zur Ausgestaltung des Gemeindelebens zu immer freierer Beteiligung der Gemeinde im kirchlichen Leben.

Es klingt sehr fein, sehr vornehm, wenn man von Wahlgetriebe verächtlich, absprechend redet, wenn man auf die Getreuen, die in nimmermüdem Eifer, trotz aller Mißerfolge, die durchaus nicht angenehme kleinliche Wahlarbeit leisten. Wir wollen jene Vornehmen nicht beneiden, wir wollen den Treuen uns anschließen und ihnen helfen zur Neugestaltung des kirchlichen Lebens, nicht im Wolkenkuckucksheim der Vornehmen irgend in einer späteren Zeit, sondern hier in unserm Volk und zu unserer Zeit, weil wir nicht kühl zusehen können, wie so viele ohne Religion, von der Kirche durch die Positiven ferngehalten, in ihrem Leben verderben, wie's jene Vornehmen können, sondern weil wir helfen wollen und müssen, weil wir Christi Namen tragen. *)

— Wir stehen wieder vor einer evangelischen Generalsynode der altpreußischen Provinzen. Fast ein Menschenalter ist vergangen seit Einführung unserer Synodalordnung, die Miquel damals (am 28. Februar 1876 im Abgeordnetenhause) ein Experiment nannte, das unbedingt mißlingen muß, wenn große Minoritäten in der Kirche auf der Generalsynode dauernd unvertreten bleiben. Die reaktionären Kirchenparteien haben seither auf den Provinzialsynoden ihre Majorität und Macht fort und fort in unparlamentarischer und vor allem unevangelischer Weise gemißbraucht und die Vertreter des kirchlichen Liberalismus rücksichtslos durchfiltriert. Die Gutmütigen unter den also Entrechteten haben trotzdem nicht aufgehört, der ausgleichenden Gerechtigkeit des königlichen Kirchenregiments zu vertrauen, das doch über den Parteien zu stehen berufen ist und durch die königlichen Ernennungen bei jeder Generalsynode den Vergewaltigungen der kirchlichen Parteien kräftig entgegenzuwirken vermag — wenn es ernstlich will. Jeder preußischen Generalsynode werden ja 30 Mitglieder durch königliche Ernennung zugeführt. Darunter aber war bisher nur ein einziges Mal ein kirchlich liberaler Mann: der Breslauer Propst Treblin, der in die Agenden-Synode von 1894 berufen wurde und sich durch sein charaktervolles Auftreten bei allen Fraktionen der Generalsynode Achtung und Sympathie zu erwerben wußte und schließlich als Einziger gegen das bedenkliche Agenden-Einführungsgesetz stimmte. Die besten Kenner des evangelischen Kirchenrechts und speziell unserer kirchlichen Verfassungsgeschichte — wie Hinschius in Berlin, Richter in Mariendorf, Woltersdorf in Greifswald — blieben dauernd unberücksichtigt, während gräfliche Patrone der Stöckerschen Parteipresse und unduldsame Konsistorialjuristen, wie der mehr als einmal von der obersten Kirchenbehörde zurechtgewiesene Breslauer Präsident Stolzmann, durch königliches Vertrauen in die Generalsynode berufen wurden! War das nicht auch zugleich ein Vertrauensvotum für jene „positiven" Parteiführer, die jedesmal in ihren Aufrufen vor kirchlichen

*) Vergleiche unter Berlin die Aufforderung zur Eintragung in die Wählerliste, die erst das Recht zur Wahl gibt. Vorstehendes gilt aber keineswegs nur für Berlin, es ist von allen Lesern geredet, die durch Gemeindeverfassung mitarbeiten können am kirchlichen Leben.

Neuwahlen den Kirchlich-Liberalen jede Berechtigung, innerhalb der Kirche zu stehen und an ihrer Vertretung teilzuhaben, auf das entschiedenste absprechen? Diesem herrschsüchtigen Unfehlbarkeitsdünkel gegenüber — so äußerte sich noch vor seinem Tode der in allen kirchlichen Lagern hochgeachtete Berliner Professor Albrecht Weber — wäre die einzig richtige Antwort von seiten derer, die den Frieden in unserer Kirche wünschen und ein Verständnis dafür haben, daß in ihr verschiedene Richtungen berechtigt sind, die: daß bei den bevorstehenden königlichen Ernennungen von 30 Mitgliedern zur Generalsynode doch wenigstens auch einige Mitglieder der kirchlichen Linken berufen würden. Damit — so meinte jener unvergeßliche Bekenner eines Christentums lauterer Gesinnung und opferfreudiger Tat — wäre klar und sicher dokumentiert, daß die an höchster Stelle bestehende Absicht, den kirchlichen Parteihader zu bändigen, wirklich durchzudringen im stande ist.

Nun, die königlichen Ernennungen zur 5. ordentlichen preußischen Generalsynode, die Mitte Oktober zusammentreten soll, sind jüngst veröffentlicht worden, und wieder hat es unserm Evangelischen Oberkirchenrat an Neigung oder an Mut gefehlt, den wieder überall rücksichtslos durchfiltrierten kirchlichen Liberalismus dem Könige zu gerechter Berücksichtigung zu empfehlen.

(**Aus Württemberg.**) Seit unserer letzten Umschau, wozu sich der Bericht über unser Volksschulgesetz von selbst gestaltete (vgl. Nr. 12), ist gegen ein halbes Jahr vergangen: Zeit genug, um unseren Freunden wieder einmal Bericht über die Weiterentwicklung bei uns zu erstatten. Freilich allzuviel los ist in diesem Zeitraum nicht gewesen, falls man nur die spezifisch kirchlichen Dinge in Betracht zieht. Sobald man aber mit Rothe und ich möchte sagen jedem vernünftigen Menschen von heutzutage die kirchlichen Dinge nur mehr als einen Ausschnitt aus der allgemeinen Kulturentwicklung erkennt und ihren gottlob immer vorhandenen Zusammenhang mit dem sonstigen geistigen und zumal politischen Leben beachtet, so ist immer genug da, was registriert und als Posten in die kirchenpolitische Rechnung aufgenommen zu werden verdient.

So denn zunächst die kirchlichen Ereignisse im engeren Sinne! Deren sind es vornehmlich zwei. Das erste ist der abermalige Personalwechsel im Oberhofpredigeramt durch den am 30. Mai erfolgten Hingang des Prälaten v. Schwarzkopf. Kaum ein Vierteljahr hat er den schon durch das Vorschlagsrecht hinsichtlich der Besetzung der landeskirchlichen Stellen, wovon er aber kaum Gebrauch gemacht hat, einflußreichsten Posten bekleidet, eine zu kurze Frist, als daß sie für die Entwicklung unserer Landeskirche hätte fruchtbar werden können (falls nicht etwa die viele überraschende Endentscheidung in dem letzten bekannten „Falle“ auf seine Rechnung gesetzt werden dürfte). So bleibt als Hauptanhaltspunkt zu seiner Beurteilung für weitere Kreise nur sein bekanntes Wort über die „liebenswürdige Inkonsequenz“ und den „krankhaften Subjektivismus“, mit der er einst in der Landessynode von 1894 die durch den Fall Schrempf veranlaßte Eingabe Finckh—Gmelin—Steudel abtun zu dürfen glaubte. Vielleicht hat sich das erste schmerzlich genug an ihm selbst gerächt, insofern es auch eine Inkonsequenz gegen seine innerste Empfindung war, was ihn auf das inständige Drängen von höchster Stelle schließlich überhaupt so spät noch diesen verantwortungsreichsten Posten trotz schwerster Bedenken annehmen ließ: in der Hoffnung, daß eine zeitweilige Besserung seiner Gesundheitsverhältnisse sich als nachhaltig erweisen werde. Jene Bedenken sollten sich nur allzu begründet erweisen, insofern sich bald genug herausstellte, daß ein Posten, der den so viel jüngeren Prälaten v. Bilfinger aufgerieben hatte, über die Kraft des 67jährigen Mannes ging. So war der Hauptinhalt dieser Amtszeit die schmerzliche Reue über die Annahme eines Postens, der ihm in jüngeren Jahren bei seiner ausgesprochenen Veranlagung zu hofmännischem Verkehr sicher kongenial gewesen wäre, aber nun allzu spät in den Schoß fiel, um seiner noch froh werden zu können. Ein tragisches Los, das unsere volle Teilnahme für den, im persönlichen Leben feinste Liebenswürdigkeit mit vornehmer Gemessenheit paarenden Mann herausfordert, auch wenn jenes eigene Urteil uns gegenüber vor dem Forum der Geschichte das Zeugnis objektiver Gerechtigkeit nicht verdienen sollte.

Seit des Dichters Gerok Abgang, der 22 Jahre lang ein auserwähltes Publikum um die Kanzel der Stuttgarter Hofkirche sammelte, schon der dritte Oberhofprediger, der in diesen 13 Jahren verbraucht worden ist: wahrlich, das sagt genug, wie wenig beneidenswert dieser Posten ist und wie sehr einer eine besondere Naturveranlagung dazu mitbringen muß. So ist auch jetzt wieder nichts von einem Wetteifer um diese hohe Würde zu bemerken, eher das Gegenteil. Sonst wäre man nicht noch heute, über ein Vierteljahr seit dem Hingang des Prälaten v. Schwarzkopf, in solcher Unkenntnis über den Nachfolger. Namen werden hin und her genannt. Aber eben in Form des Ratens. Der eben um seines vorurteilslos-freien Charakters willen vielleicht am meisten für diesen Posten zu wünschen gewesen wäre, soll sich schon früher in sehr drastischer Weise für diese Ehre bedankt haben. In jedem Fall muß, wer unserer Kirche wohl will, lebhaft wünschen, daß ein Mann berufen werde, der möglichst allseitig als Vertrauensmann unseres evangelischen Volkes im allgemeinen und ihrer Geistlichkeit im besonderen gelten kann, damit daß er im innigen Kontakt mit deren Schmerzen und Wünschen lebt, und der so auch das Vertrauen der Geistlichkeit zu der Oberkirchenbehörde im vollen Maße wieder herstellte. Denn man kann nicht sagen, daß das zur Zeit besonders reichlich vorhanden sei, wie jeder wissen kann, der in Pfarrerskreisen verkehrt. Grund: die Art, wie die letzte Besoldungsordnung bis jetzt durchgeführt worden ist. Wie wir seinerzeit voraus verkündigten, hat der Modus, die Einführung des Dienstalterssystem mit dem von drei verschiedenen Besoldungsklassen zu verquicken, ohne daß über die Grundsätze, nach welchen diese gehandhabt werden, irgend welche Klarheit zu gewinnen wäre, insgeheim eine Summe von Odium zusammengezogen, die einer um den Ruf ihrer Gerechtigkeit besorgten Behörde keineswegs gleichgültig sein kann. Entsteht doch, weil man von der Durchführung der seinerzeit verkündigten Grundsätze für diese Klasseneinteilung allzuwenig oder vielmehr eine Ausnahme über die andere sieht, jedenfalls die Konsequenz manches zu wünschen übrig läßt, allzuleicht der Eindruck, als ob ein geflügeltes Wort des alten Kanzlers von Weizsäcker, dem es an feinem Sarkasmus niemals gebrach, schließlich immer wieder die letzte Erklärung abgäbe. Wie kann das anders sein? Wenn es vorkommen kann, daß dem einen Pfarrer auf sein Ansuchen um Versetzung in eine höhere Gehaltsklasse, mit Verweisung auf gesteigerte Geschäftslast, die Antwort zuteil wird, daß diesem Wunsch leider nicht entsprochen werden kann, weil diese Stellen längst unabänderlich festgelegt seien und kein weiteres Geld zur Verfügung stehe; während zu gleicher Zeit andere, die nach dem amtlichen Ausschreiben auf Stellen dritten Rangs berufen waren, ohne ersichtlichen Grund plötzlich mit einer höheren Klasse beglückt werden; wie will man verhüten, daß für solche unterschiedliche Behandlung nicht sachliche, sondern persönliche Gründe zur Erklärung gesucht werden, auch wenn diese Persönlichkeiten nicht besonders dazu herausfordern? Justitia fundamentum regnorum: Dieser Grundsatz gilt, wenn schon für jedes Staatswesen, so doppelt für die Kirche, die von Hause aus die Stätte für das Ideal sein soll. Hoffen wir, daß der künftige Oberhofprediger von diesen überall umgehenden Schmerzen weiß und seine Aufgabe in der Abstellung solcher Desiderien erkennt.

Neben dieser Frage kommt die andere, welcher Richtung er etwa angehören wird, weniger in Betracht. Schließlich kann auch eine Behörde auf die Dauer nur das zum Ausdruck bringen, was die allgemeinere Strömung des Tages oder doch der Zeit ist. Und da darf gesagt werden, daß diese im stillen in liberaler Richtung unaufhaltsam vorwärts drängt. Auch innerhalb der Geistlichkeit. Eine Probe davon lieferte die letzte Pfarrvereinsversammlung, die man als das zweite kirchliche Ereignis betrachten kann. So ist der Beachtung wert die allgemeine Zustimmung, die der Referent über eine Reform des Religionsunterrichts, die aber auch nötig genug ist, Dekan Herzog-Waiblingen, für seine Vorschläge fand. Freilich blieben

diese maßvoll genug, gipfelten aber doch in der Hauptsache darin, daß an Stelle der dogmatischen Abzweckung im Unterricht die historische Erkenntnis zu treten hat, unter mehrfacher Berufung auf Baumgarten. Dies ist der einzig richtige Weg, sobald man nämlich mit dieser Forderung wirklich Ernst macht. Erfreulich war auch zu lesen, wie sich sogar Stimmen — und selbst Dekanatsstimmen — hervorwagten, welche in den Kreis der Reform auch das „Konfirmandenbüchlein" einbezogen wissen wollten. Das kann es freilich sehr dringend brauchen, wie eben in jener Denkschrift an die Landessynode vor einem Jahrzehnt im einzelnen gründlich genug dargetan wurde. Damals wußte man nur durch „krankhaften Subjektivismus" eine solche Kritik an einer derartigen Perle unserer württembergischen Kirche zu erklären. Und heute kann man ganz Ähnliches bereits auf Pfarrvereinsversammlungen wagen, ohne „einen Sturm der Entrüstung" befürchten zu müssen. Wie bald noch, und die Spatzen werden es von den Dächern pfeifen! Auch ein Sympton — und ein erfreuliches — von dem Umschwung der Dinge. G.

**(Berlin.) Bei der Verteilung dieser Nummer ist der Termin des Schlusses der Eintragung in die kirchlichen Wählerlisten (7. Oktober) ganz nahe gerückt. Daher noch einmal an alle Leser die Mahnung,** sich eintragen zu lassen und Säumige zur Erfüllung ihrer Gemeindepflicht anzuhalten. — Die vom Kammergericht zur Rückzahlung an den Magistrat der auf Grund der Konsistorialordnung von 1573 zu Unrecht erhobenen Patronatsbeiträge verurteilten Berliner Gemeinden der Simeons- und Markuskirche haben pflichtmäßig Revision beim Reichsgericht angemeldet. Doch dürfte das Reichsgericht für diese Frage sich für unzuständig erklären müssen. — Der Oberkirchenrat hat auf Vorstellung von 30 ersten Geistlichen eine Ordnung der Befugnisse innerhalb der geistlichen Ministerien vorgenommen. Danach hat der den Vorsitz führende (amtsälteste) Geistliche, wie er seither allein das Recht hatte, amtliche Unterschrift zu leisten, auch unter Auszüge aus den Kirchenbüchern, auch allein das Recht, das Amtssiegel der Kirche zu führen. Über Unternehmungen, die das Gemeindeleben betreffen, haben sich die anderen mit ihm ins Einvernehmen zu setzen; von Beurlaubungen haben sie ihm Mitteilung zu machen. Ihm steht die Amtsbezeichnung „Pfarrer" zu, die anderen Geistlichen führen amtlich den Titel Pastor und führen ein Siegel mit der Unterschrift Geistliches Amt an der usw. Uns geht zu dieser Angelegenheit folgende Ausführung zu:

Die Angelegenheit hat unter den nicht-amtsältesten Pfarrgeistlichen eine große Aufregung hervorgerufen, wie zwei Artikel in der Vossischen Zeitung beweisen. Nicht nur in sehr erregter, ja geradezu verächtlicher Weise wird namentlich in der einen Zuschrift von den „30" gesprochen, es wird auch deutlich die kirchenpolitische Richtung in die Debatte gezogen. Wie es scheint, wollen auch Gemeindekirchenräte von seiten der Gemeinderechtsfrage die Sache aufnehmen. Eine Zuschrift von mir an die Vossische Zeitung ist von dieser nicht aufgenommen worden, weil sie wegen anderweitiger Stoff-Fülle auf eine ausgedehnte Debatte sich nicht einlassen könne. So will ich denn hier erstlich erklären, daß ich zu den „30" gehöre, und zweitens, daß in den Besprechungen von einer Absicht auf Rangerhöhung oder Herrschaftsstellung schlechterdings nicht die Rede gewesen ist.

Wir sind mit unserm Mitherausgeber einverstanden, daß es hier sich keinesfalls um eine parteipolitische Machenschaft, noch um irgend eine Äußerung des Herrschgelüstes handeln kann. Diskutabel scheint uns die Frage, ob der Erlaß nicht ein Rückschritt ist von der bisher eingeschlagenen Entwicklung, durch Seelsorgebezirke und äußere Gleichstellung aller Geistlichen einen Ersatz zu schaffen für die in unserer Stadt undurchführbare Schaffung kleiner übersichtlicher Gemeinden, indem die Seelsorgebezirke allmählich eine gewisse Selbständigkeit unter dem Bezirksgeistlichen, der als ihr Pfarrer gelten und auftreten soll, erlangt hätten, unbeschadet der Ordnung der Gesamtgemeinde, und ob es nicht zum mindesten klüger vom Kirchenregiment gewesen wäre, wie es in Sachsen z. B. geschehen ist, die Ordnung der Angelegenheit den Synoden zu überlassen, statt auf dem Verwaltungswege diese Ordnung, die an sich nichts Neues, die die frühere, teilweis verlassene Situation wieder herstellt, festzulegen. M. F.

# Kirchliche Nachrichten.

## Allgemeines.

**Die 56. Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins** tagt vom 5. bis 9. Oktober 1903 zu Hamburg. Die Festordnung lautet im Auszuge: Montag, den 5. Oktober, nachmittags 4 Uhr: Beratung des Centralvorstandes. Abends 8 Uhr: Begrüßung im Tucherbräu. — Dienstag, den 6. Oktober, vormittags 9 Uhr: Beratung des Centralvorstandes. Gleichzeitig im oberen Saale des Tucherbräues: 8. Konferenz der Hausväter und Vorsteher der Diaspora-Anstalten. 1) Pflege der Einsamen in der Diaspora. Referent: Herr Pastor Martin Hesekiel-Herrenkirchen in Posen. 2) Die Macht der Bibel im Unterricht der konfessionell gefährdeten Kinder. Referent: Herr Hausvater Karl Röhrig sen.-Konfirmanden-Anstalt Schmiedel (Hunsrück). Nachmittags 3 Uhr: Nichtöffentliche Versammlung der Abgeordneten. Abends 7 Uhr: Festgottesdienste in den Kirchen: St. Petri, St. Nikolai, St. Johannis, Christuskirche, St. Gertrud, St. Annen. Abends 9 Uhr: Öffentliche volkstümliche Versammlungen der Mitglieder und Freunde des Gustav Adolf-Vereins: 1) im großen Saale des Konventgartens (Fuhlentwiete), 2) im großen Sagebielschen Saale (Große Drehbahn). — Mittwoch, den 7. Oktober, vormittags 9½ Uhr: Festgottesdienst in der St. Michaeliskirche. Mittags 12½ Uhr: Erste öffentliche Hauptversammlung im großen Saale des Konventgartens. Tagesordnung: Begrüßung durch Herrn Dr. Burchard, Vortrag aus dem Jahresbericht des Centralvorstandes, Überreichung der Geldfestgaben. Ansprachen und sonstige Mitteilungen. Abends 9 Uhr: Öffentliche volkstümliche Versammlungen im großen Saale des Konventgartens und im großen Sagebielschen Saale. — Donnerstag, den 8. Oktober, vormittags 9 Uhr: Zweite öffentliche Hauptversammlung. Tagesordnung: Besprechung über den Jahresbericht, Berichterstattung über die Centralkassen-Rechnung für 1901/02, Vortrag des Herrn Generalsuperintendenten D. Nebe-Münster: Die Diaspora Westfalens. Das gemeinsame Liebeswerk, für welches vom Centralvorstand die Gemeinden vorgeschlagen worden sind. Abends 8½ Uhr: Empfang im Rathause.

**Ueber den Religionskongreß, der von den Unitariern** (Gegnern der Trinitätslehre) in **Amsterdam** vom 1. bis 4. September tagte, berichtet Professor Otto Pfleiderer in der „Tägl. Rundschau" wie folgt: Vom 1. bis 4. September tagte zu Amsterdam der Kongreß freier religiöser Denker und Arbeiter, dessen innere Bedeutung als Markstein in der Entwicklung des religiösen Lebens weit hinausreicht über seine äußere Erscheinung. Weder politische noch kirchliche Machthaber waren hier vertreten und keine Huldigungstelegramme an hohe Herrschaften wurden abgesandt. Es war die Wiederholung des vor zwei Jahren auf die Einladung der englischen und amerikanischen Unitarier in London zusammengetretenen Kongresses von Vertretern freien religiösen Denkens aus Holland, England, Amerika, Deutschland, Frankreich, der Schweiz, Ungarn, Indien und Japan, die sich jetzt in Amsterdam in der Anzahl von einigen Hunderten zusammengefunden hatten, um ihre Überzeugungen auszutauschen und sich in ihren Hoffnungen gegenseitig zu bestärken. Eingeleitet wurden die Verhandlungen durch eine gottesdienstliche Feier in der altehrwürdigen wallonischen Kirche Amsterdams, wo einer der hervorragendsten Prediger Hollands eine ergreifende Predigt über 1. Kor. 13 hielt. Der hiermit angeschlagene Ton weitherziger Duldsamkeit, verbunden mit freiester persönlicher Überzeugung beherrschte auch die Verhandlungen der folgenden Tage. Dem internationalen Charakter der Versammlung entsprach es, daß in bunter Reihe holländische, englische, deutsche und französische Reden sich folgten; nur zu den holländischen wurden gedruckte Übersetzungen den ausländischen Hörern überreicht, bei den drei anderen Sprachen wurde das Verständnis bei der Mehrzahl der Anwesenden vorausgesetzt. Auch der Inhalt der Vorträge war von reicher Mannigfaltigkeit: mit Themen aus der Geschichte und Philosophie der Religion (z. B.: Die Stellung des Christentums in der Religionsgeschichte, Das Christusbild des urchristlichen Glaubens in religionsgeschichtlicher Beleuchtung, Persönlichkeit und Religion und dergl.) wechselten solche über Fragen der Erziehung und des Unterrichts auf niederen und hohen Schulen und über die religiösen und kirchlichen Zustände in verschiedenen Ländern. Der Grundton in allen diesen Reden war besonnene Nüchternheit in Beurteilung der Gegenwart und hoffnungsfreudige Zuversicht hinsichtlich der Zukunft. Man war sich bewußt, einer Sache zu dienen, die vorerst nur von einer verschwindenden Minderheit vertreten wird und auf lange hinaus keinerlei Aussicht auf irgendwelche öffentliche Machtstellung hat, der aber trotzdem die Zukunft gehört, weil der Gang der religiösen Entwicklung der Menschheit mit innerer Notwendigkeit auf eine Einheit des Geistes hinstrebt, für welche die Unterschiede der bestehenden Kirchen und Denominationen zwar nie ganz verschwinden, wohl aber zu untergeordneten Momenten herabgesetzt sein werden. Eine Vorahnung dieser allumfassenden Menschheitsreligion, die zwar die geschichtlichen Kirchen als die notwendigen Wege zum Ziele achtet, aber die ewige Wahrheit über alle geschichtlichen Mittel hinausstellt und die Einheit im Geist über die trennenden kirchlichen Formen hinaus zur Geltung bringen soll und wird, — eine Vorahnung dieses idealen Zieles in unscheinbarem, aber zukunftsreichem Kerne bildete dieses „Ketzer-Konzil", wie ein Redner den Kongreß unter allgemeinem Beifall genannt hat. — Am Schluß der Verhandlungen wurde dem holländischen Comité und seinen Leitern (Leidener Professoren der Theologie) der wohlverdiente Dank der Versammlung für ihre hingebende Mühe und Sorgfalt in Vorbereitung des Kongresses, sowie für die glänzende Gastfreundschaft gegen die auswärtigen Gäste ausgesprochen,

darauf ein Comité aus Vertretern der verschiedenen beteiligten Länder gebildet und die nächste Tagung nach zwei oder drei Jahren in Genf beschlossen. Möchten dort auch die Deutschen zahlreicher vertreten sein als diesmal in Amsterdam!

### Protestantisches.

(**Berlin.**) Die Eintragung in die Wählerlisten für die Erneuerungswahlen der Gemeindeköperschaften muß bis zum 7. Oktober geschehen sein. — Über die Parochialkirche, die am vergangenen Sonntag ihr 200jähriges Bestehen feierte, schreibt die „Post“ vom 16. Sept. d. J.: Die Parochialkirche ist nach Entwürfen von Nehring, der den Bau begonnen hatte, ihn aber infolge seines Ablebens nicht vollenden konnte, von dem Baumeister Martin Grünberg unter starker Abweichung von dem ursprünglichen Plane in den Jahren 1695 bis 1703 errichtet worden. Der Bau zog sich deshalb so lange hin, weil im Jahre 1698 durch die Schuld des ausführenden Maurermeisters das Gewölbe eingefallen war. Anläßlich des Jubiläums hat der erste Geistliche der Gemeinde, H. Naatz, eine Festschrift verfaßt, welcher folgendes zu entnehmen ist: Als am 23. Mai 1694 angesehene Bürger den Kurfürsten um die Erlaubnis baten, in Ansehung dessen, daß die Hof- und Domkirche, die einzige deutsch-reformierte Kirche der Residenz, den Andrang der Besucher nicht mehr fassen konnte, ein Grundstück an der Klosterkirche zum Kirchenbau erwerben zu dürfen, wurde ihnen diese gern gegeben. Aus freiem Willen erteilte der Kurfürst überdies der neuen Gemeinde für dauernde Zeiten das unbeschränkte Patronatsrecht über die neue Stadt- und Pfarrkirche. Am 8. Juli 1703 nahmen König Friedrich I. und seine Gemahlin Sophie Charlotte die Einweihung unter glänzendem Gepränge vor. Der von der Gemeinde gewählte Geistliche Dr. Sterky hielt die Weiheprediget. Hieran schloß sich eine von ihm vollzogene Taufhandlung an zwei königlichen Mohren und einem Tataren. Im Jahre 1713 machte Friedrich Wilhelm I. der Kirche ein großartiges Geschenk durch ein ursprünglich für das Schloß bestimmtes Glockenspiel. Ein Umbau des Turmes wurde notwendig, um die königliche Gabe aufzunehmen; noch heute rühmt sich die Kirche ihres wahrhaft monumentalen, architektonisch schönen Schmuckes. Als Friedrich der Große bei einer Revue das Glockenspiel aus der Nähe hörte, befahl er dem Gouverneur, dafür zu sorgen, daß künftig keine Psalmen und geistlichen Lieder, sondern Arien gespielt werden sollen. Auch sollten bei Begräbnissen keine Trauerlieder gespielt werden, wenn er, der König, in Berlin wäre. Am 8. Juli 1803 feierte die Gemeinde das erste Säkulum ihres Bestehens. Der erste Prediger, Gronau, sprach das Altargebet, Prediger Wilmsen hielt die Festpredigt. Der König hatte eine Spende von 2000 Talern zur Feier des Tages übersandt. Beim Einzug Napoleons in Berlin am 27. Oktober 1806 verbarg Prediger Gronau das Kirchenvermögen in der Begräbnisstätte unter der Kirche zur Nachtzeit. Das Licht erlosch dabei. Bis Hilfe kam, mußte der Geistliche eingeklemmt zwischen den Särgen im Dunkeln ausharren. Im Jahre 1884 wurde das baufällig gewordene Gotteshaus einem kostspieligen Umbau unterzogen; ein Jahr später erfolgte die feierliche Einweihung in Gegenwart des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Von vielen Mitgliedern der Gemeinde wurden der neuerstandenen Kirche Geschenke dargebracht; fast der gesamte Schmuck des harmonischen Innenraums ist aus Gaben der Liebe entstanden. — Für Rixdorf ist Pfarrer Vogt aus der Mark vom Magistrat zum Pfarrer gewählt worden. Der Patronatsstreit mit Reinickendorf ist zu gunsten des Berliner Magistrats vom Oberkirchenrat entschieden, die Besetzung der vakanten Pfarrstelle wird demnächst erfolgen.

(**Thüringen.**) Die Thüringer Konferenz für Innere Mission wird zusammen mit dem Altenburger Landesverein für christliche Liebestätigkeit in Altenburg am 6. und 7. Oktober ihr Jahresfest feiern. An Stelle des nach Dessau verzogenen Generalsuperintendenten D. Kretzschmar, bisher in Gotha, ist Regierungspräsident von Derity getreten; die Stelle des zweiten Vorsitzenden hat Hofprediger Dilthey-Weimar übernommen.

### Römisches.

**Paritätsschmerzen** des Centrums wirken allmählich komisch auf den unbefangenen Beobachter, katholische Minister, Staatssekretäre, Scheuerfrauen, Gemeindebullen und nun auch Handarbeitslehrerinnen werden gefordert, diese letzteren für Ludwigshafen, wo 3000 Katholiken mehr wohnen als Evangelische und doch nur vier katholische und — entsetzlich ist es zu hören — acht evangelische Handarbeitslehrerinnen angestellt sind.

**Protestantisch-konfessioneller Übereifer** hat seine Rolle gespielt bei den Nachrichten, als habe man von katholischer Seite her einem berechtigten Wirken evangelischer Stadtmission in Köln durch die Schließung eines Hospizes entgegentreten wollen. Dem ist nicht so. Der, der das Hospiz eingerichtet hat und sich Stadtmissionar nennt, steht im Dienste einer Gemeinschaft, die sich Evangelische Mission nennt und die von dem Vertreter des Stadtmissionars selbst als eine Absplitterung von der evangelischen Kirche bezeichnet wird. Die Schließung ist nur erfolgt aus sachlichen Gründen, weil die Vorbedingungen für einen Hotel-Restaurationsbetrieb nicht vorhanden sind. — Auch das Vorgehen der Vertreter des Evangelischen Bundes in Lyk, die dort protestierten gegen das Anbringen der Inschrift: „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn“ beim Einzug eines katholischen Bischofs, fällt doch wohl unter die oben gesperrte Bezeichnung. Der Spruch kann, obgleich er auf Jesus angewendet worden ist, doch wohl auf jeden angewendet werden, von dem wir glauben, daß er in Gottes Auftrag und Namen komme, also auch von Katholiken auf ihren Bischof.

## Quittung.

5 ℳ für Turn von Kl. Weitere Gaben für Österreich sehr erwünscht.

D. H.


**Evangelischer Bund**
**Bremen.**
**Vortrag**
des Herrn Pfarrer Dr. Weitbrecht
aus Wimpfen
am Montag, den 5. Oktober, abends 8 Uhr,
im großen Saale des Gewerbehauses über:
**Protestantismus und Ultramontanismus in ihrem Verhältnis zur deutschen Literatur.**
Die Mitglieder und Freunde des evangelischen Bundes ladet freundlichst ein
**Der Vorstand.**

**Junger Glaube**
Eine Sammlung
von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor **R. Emde**
Preis brosch. ℳ 1.25, geb. ℳ 2.25.
Die Sammlung enthält fünfundzwanzig Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Bremen. Verlag von **Carl Schünemann.**

**Probenummern des „Protestantenblattes“ werden auf Wunsch überallhin gratis und franko versandt. Der Verlag.**

**Grabeinfassungen,**
complet zu verkaufen, fix und fertig zum Aufstellen.
Königliches Hüttenamt. Wasseralfingen. Vertreter allerorts gesucht.
Vertreter: **H. von Böttticher,** Hamburg V.

**Neu! Soeben erschienen! Neu!**
**Bilder aus der Geschichte Bremens**
**im 19. Jahrhundert.**
Von **Johann Beyer,** Bremen.
Brosch. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Ein überaus wertvolles und liebenswürdiges Buch nicht nur für alle Bremer im In- und Auslande, sondern auch für alle, die sich für Bremens Geschichte und Geschicke interessieren. Das Buch schildert eingehend, aber in frischer, volkstümlicher Weise die wichtigsten Begebenheiten einer ereignisvollen Zeit, die für die alte Hansestadt an der Weser von höchster Bedeutung war. Es ist kein trockener Forscherstil, keine langweilige Aufzählung geschichtlicher Ereignisse, die Schilderungen sind historisch unantastbar, dabei reizvoll und interessant wiedergegeben. Es ist ein Volksbuch wie es sein soll.
Vorrätig in jeder besseren Buchhandlung.
**Verlag von Carl Schünemann, Bremen.**

**Firma 1870 gegründet.**
Bei Barzahlung höchster Rabatt und Preisendungen bei Abzahlung entsprechend. Erstklassige Fabrikate.
**Emmer-Pianinos**
**Flügel — Harmoniums.**
Längste Garantie.
Allerhöchste Auszeichnung.
Fabrik: **Wilhelm Emmer,**
Berlin 219, Seydelstraße
Preisliste, Musterbuch umsonst.

**Rheumatismus-**
**und Gicht-Kranken** teilt unentgeltlich mit, was ihrer lieben Mutter nach jahrelangen, gräßlichen Schmerzen sofort Linderung und nach kurzer Zeit vollständige Heilung brachte.
**Marie Grünauer**
München, Buttermelcherstr. 11/I.

**Magenleidenden**
teile ich aus Dankbarkeit gerne u. unentgeltlich mit, was mich von qualvollen Magenbeschwerden und Magenkrämpfen befreit hat.
Frau L. Woell,
Querstraße 6
Göppingen i. Wttbg.



Herausgeber: in Vertretung Pastor Veeck (verantwortlich), Bremen, Doventorsdeich 24, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Druck von Carl Schünemann, Bremen.